

Zur sog. Naturalisierung von Intentionalität

ANDREAS KEMMERLING

Im Folgenden stelle ich ein paar Thesen auf und skizziere meine Gründe für sie. In den ersten sieben Thesen geht es mir vornehmlich darum, auf ein psychologisches (insbesondere These [4]) und ein metaphysisches Mißverständnis (Thesen [5]-[7]) über die Natur intentionaler Zustände hinzuweisen. Anschließend geht es um die Frage, worin die in Philosophenkreisen vieldiskutierte „Naturalisierung“ von Intentionalität — die Eingliederung intentionaler Phänomene in das naturwissenschaftliche Weltbild — sinnvollerweise bestehen möchte. In den Thesen [9] und [10] werden zwei Projekt-Ideen betrachtet, die ich für verfehlt halte; die erste beruht auf einer falschen Voraussetzung, die zweite ist faktisch undurchführbar. — Auf die Nennung der zu nennenden Namen habe ich weitestgehend verzichtet, weil meine Darstellung nur über den Daumen gepeilt ist und den Subtilitäten einzelner Autoren nicht gerecht werden will. Insgesamt habe ich mir die Ausrede zurechtgelegt, hier ja auch für Leser zu schreiben, die keine Berufsphilosophen sind. Aber letztlich weiß ich es einfach nicht besser. Derzeit.¹

[1] Wenn wir kognitive Leistungen erklären wollen, dann ist intentionales Vokabular im Spiel.

Was ist eine *kognitive Leistung*? Typischerweise erfolgreiches (oder erfolgsträchtiges) Verhalten.² Damit Verhalten erfolgreich ist, muß es zu Er-

¹ Diesem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den ich vor einiger Zeit auf einem interdisziplinären Kolloquium gehalten habe. Was ich hier im Zusammenhang mit den Thesen 4 und 10 sage, überschneidet sich mit dem zweiten Teil einer anderen Arbeit („Überzeugungen für Naturalisten“, in: *Analyomen* 2, hg. von G. Meggle, Berlin/New York, 1997, 68-93), in deren erstem Teil ich gegen eine verfehlt Version des Intentionalitätsrealismus argumentiere. Ansgar Beckermann, Ida Butsch, Geert Keil, Wolfgang Lenzen, Thomas Mormann, Mike DePaul, Martin Rechenauer, Katia Saporiti und Eike von Savigny danke ich für hilfreiche Kritik an einer früheren Fassung.

² Besser wäre: Verhalten, das in der Dimension „Erfolg / Mißerfolg“ bewertbar ist. Denn es geht ja, wenn man genauer sein wollte, nicht nur um die kognitiven *Leistungen* im engeren Sinn, sondern auch um die Fälle kognitiven Versagens. Kognitives Versagen (z.B. sich Verrechnen) ist etwas anderes als inkognitives Verhalten (z.B. das Bestimmen einer Zahl durch Lösen). Inkognitives Verhalten kann ebenfalls erfolgreich — ja sogar „erfolgsträchtig“ — sein. Aber es gibt Unterschiede; einer liegt darin, daß kognitives Verhalten in prinzipiell beliebig fein nuancierter Weise auf die jeweils vorliegende Situation ausgerichtet ist.

gebnissen führen, die entweder (a) von dem betreffenden Organismus für vorteilhaft gehalten werden oder zumindest (b) für ihn tatsächlich vorteilhaft sind. Im ersten Falle liegt klarerweise Intentionalität vor („x hält es für vorteilhaft, wenn y eintritt“ ist eine intentionale Redeweise). Im zweiten Fall ist der Rekurs auf intentionale Zustände des Organismus nicht so offenkundig, aber dennoch vorhanden. Denn es muß sinnvoll sein, in einer nicht-metaphorischen Weise davon zu sprechen, daß ein gewisses Verhaltensergebnis für den Organismus vorteilhaft ist.³ Wo sich nicht-metaphorisch davon sprechen läßt, daß das Ergebnis E für O vorteilhaft ist, muß O irgendwelche konativen intentionalen Einstellungen haben können.

Hier soll keine Definition dafür versucht werden, was eine kognitive Leistung ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Kognition es mit erfolgsträchtigen Verhalten zu tun hat⁴ und daß von letzterem nur in solchen Fällen gere-

(Der Rechner rechnet jedes Mal mit Zahlen, die er der jeweiligen Situation entnimmt.) Die spezielle Beschaffenheit der Situation hat beim kognitiven Verhalten nachvollziehbaren Einfluß auf das Handlungsergebnis. Inkognitives Verhalten hingegen richtet sich gar nicht — oder nur in ganz groben Zügen — nach speziellen Situationsmerkmalen. (Der Würfler nimmt immer denselben Würfel; oder er wählt in gewissen Fällen den sechsflächigen und andernfalls den zwölfblächigen.) Die spezielle Beschaffenheit der Situation hat beim inkognitiven Verhalten entschieden weniger nachvollziehbaren Einfluß auf das Handlungsergebnis.

Wollte man genauer sein, müßte man wohl sagen: Kognitives Verhalten ist dadurch ausgezeichnet, daß es die *Tendenz* hat, sich ändernden Situationen immer weiter anzuschmiegen. Ob eine einzelne, datierbare Verhaltensweise ein Fall von kognitivem Verhalten war oder nicht, hängt davon ab, ob sie in ein *Entwicklungsmuster* paßt. Weder das angeborene Verhalten des Plattwurms bei seiner „tropotaktischen“ Orientierung in der Strömung, noch das zur blinden Routine abgesackte Verhalten des Sturzbetrunkenen auf seinem Heimweg aus der Stammkneipe sind kognitives Verhalten. Soweit man im Zusammenhang solcher Fälle dennoch von einer kognitiven Leistung sprechen will, so liegt sie in der Vergangenheit — entweder in der Vorgeschichte der Spezies (beim Plattwurm) oder in der individuellen Vorgeschichte (beim Betrunkenen). Und es ist klar, daß solche Fälle beliebig unentscheidbar werden können. Man muß sich im Einzelfall ja fragen: Bezeugt das Verhalten des Betrunkenen, daß er zumindest nebenbei auch ein bißchen aufmerksam darauf ist, wie man das macht: unter diesen Umständen unversehrt heimkommen (und fügt sich somit in ein Entwicklungsmuster ein), oder bezeugt es nichts dergleichen? Solche Fragen werden oft keine Antworten haben, die eindeutig bejahend oder eindeutig verneinend ausfallen.

³ Es ist schwer zu sagen und sehr umstritten, wo die Grenze zwischen bildlicher und wörtlicher Verwendung des Prädikats „Das Ergebnis ... ist vorteilhaft für ---“ verläuft. Aber es gibt sie. Wer sagt, es sei für den Stein vorteilhaft, in die Mitte des Flußbetts zu rollen, oder es sei für den Schachcomputer vorteilhaft, die Partie zu gewinnen / den Damentausch vorzunehmen / ..., redet metaphorisch. Mit dem Schachcomputer wird etwas simuliert, das gewinnen will; das programmierte Gerät selbst will nichts. Wer sagt, es sei für Boris Becker vorteilhaft, das Match zu gewinnen / den Aufschlag durchzubringen / ..., oder es sei für den Schimpansen vorteilhaft, an die Banane heranzukommen / die Kisten aufeinander zu stellen / ..., redet nicht metaphorisch.

⁴ Und sei dies auch nur „Verhalten zweiter Stufe“ (z.B. das Ausbilden einer Disposition zu erfolgsträchtigen Verhalten erster Stufe — wie bei manchen Formen des Lernens).

det werden kann, in denen auf den Organismus intentionales Vokabular anwendbar ist.

Von *Erklärung* ist hier in einem theoretisch unbelasteten Sinn die Rede. Kein bestimmtes philosophisches Modell der Erklärung ist hier gemeint. Ich denke einfach an „weil“-Sätze, in deren Explanandum eine kognitive Leistung beschrieben wird und in deren Explanans intentionales Vokabular bemüht wird. (Beispiel: „Er rochierte, weil er sich davon einen Tempovorteil versprach“.) Es soll damit nicht gesagt sein, daß irgendwelche Gesetze des Intentionalen bekannt sein müßten, auf die dann in einer derartigen Erklärung implizit verwiesen würde. Ich halte es, nebenbei gesagt, für eine offene Frage, ob das „weil“ in intentionalen Erklärungen wirklich eine kausale Verknüpfung ausdrückt. Wichtig für die Richtigkeit der These [1] ist nicht, daß intentionale Zustände Ursachen sind, sondern daß die Zuschreibung intentionaler Zustände erklärende Kraft hat; und letzteres mag ohne ersteres möglich sein.

Intentionales Vokabular umfaßt jedenfalls all die Redeweisen, mit denen über die sog. propositionalen Einstellungen geredet wird.⁵ Grundlegend in dieser Familie von Redeweisen sind dabei Prädikate wie

- „--- glaubt, daß es regnet“
- „--- wünscht, daß es schneit“
- „--- bemerkt, daß es taut“.

Nominalisierte Redeweisen wie

- „die Überzeugung, daß es regnet“
- „der Wunsch, es möge schneien“
- „die Wahrnehmung des Tauens“

lassen sich besser auf die prädikativen Redeweisen zurückführen als umgekehrt.

Intentionale Prädikate sind intern strukturiert. Ein Teil von ihnen spezifiziert einen intentionalen *Modus* („glaubt“, „wünscht“, usw.), ein anderer Teil spezifiziert einen *Inhalt* („daß es regnet“, „daß es schneit“, usw. — ich werde mich auf propositionale Inhalte beschränken⁶).

⁵ Und noch einiges mehr, was ich hier aber beiseite lasse.

⁶ Propositionale Inhalte sind — grob gesagt — solche, die von einem vollständigen daß-Satz ohne indexikalische oder anderweitig kontextabhängige sprachliche Mittel ausgedrückt werden. Die Beschränkung auf solche Inhalte stellt eine weitreichende und praxisferne Idealisierung dar, weil die sprachlichen Mittel unseres gewöhnlichen Redens nur selten völlig unabhängig vom Kontext einen eindeutigen Beitrag zur Wahrheitsbedingung des Satzes machen, in dem sie vorkommen. — Diese Idealisierung ist nützlich (z.B. deshalb, weil wir semantische Komplikationen außer Acht lassen) und weitverbreitet genug, um sie hier einfach zu übernehmen. Im Folgenden tue ich also einfach so, als werde mit den daß-Sätzen meiner Beispiele jeweils eine Proposition ausgedrückt.

[2] Wenn intentionales Vokabular im Spiel ist, dann ist der Wahrheitsbegriff im Spiel.

Denn intentionales Vokabular handelt gerade von Zuständen, die *Wahrheitsbedingungen* (oder andere Erfüllungsbedingungen) haben. Intentionale Zustände sind Zustände, die (oder soweit sie) auch durch ihren *Inhalt* charakterisiert sind. Die Überzeugung, daß Harvey siebzehn Bauchnäbel hat, ist dadurch charakterisiert, daß sie gerade dann wahr ist, wenn Harvey siebzehn Bauchnäbel hat. Der Inhalt dieses intentionalen Zustands ist seine Wahrheitsbedingung. Allgemein läßt sich bei allen propositionalen Einstellungen statt von ihrem „Inhalt“ genauso gut von ihrer „Wahrheitsbedingung“ sprechen, denn

der Wunsch, es möge schneien, ist genau dann erfüllt, wenn die Wahrheitsbedingung des Satzes „Es schneit“ erfüllt ist;

die Wahrnehmung, daß es taut, trifft genau dann zu, wenn die Wahrheitsbedingung des Satzes „Es taut“ erfüllt ist;

und so weiter.

Wir können also den Inhalt eines beliebigen (propositionalen) intentionalen Zustands mit der Wahrheitsbedingung des in seine Beschreibung eingebetteten Satzes identifizieren.

Es ist wichtig, dabei zu beachten, daß intentionales Vokabular zwar auf Inhalte verweist, aber nicht auf Inhaltsträger oder gar die Beschaffenheit von Inhaltsträgern.⁷ Wenn gesagt ist, daß jemand glaubt, Harvey habe siebzehn Bauchnäbel, dann ist damit nicht gesagt, daß dieser Jemand ein Bildchen (eines der unendlich vielen Bildchen) in sich hat, das Harveys Bauchdecke von Näbeln siebzehnfach besetzt zeigt. Und damit ist auch nicht gesagt, daß dieser Jemand einen Satz in sich hat (etwa den: „Die Anzahl von Harveys Bauchnäbeln ist identisch mit der siebten Primzahl“; oder den: „Harvey hat mehr als sechzehn, aber weniger als achtzehn Bauchnäbel“; oder den: „Harvey’s got seventeen tummy-buttons“; oder den schlichten Satz „Effona“).

⁷ Alex Burri hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck „Inhaltsträger“ mißverständlich ist. Was ich damit meine, ist schlicht dies: Wenn man der Auffassung ist, daß es keine propositionalen Inhalte gibt ohne ein Konkretum, das sie hat, dann wird man sich, wann immer man solche Inhalte zu Erklärungszwecken ins Spiel bringt, genötigt fühlen, Auskunft darüber zu geben, welches Konkretum diesen Inhalt „trägt“. Inhaltsträger können sich von dem logischen Subjekt unterscheiden, dem der Inhalt zuzuschreiben ist. Ein Beispiel. Das erste Axiom der *Ethik* Spinozas beinhaltet, daß alles, was es gibt, entweder in sich oder in etwas anderm ist. Wer oder was *hat* diesen Inhalt? Das Axiom. Wer oder was *trägt* diesen Inhalt? Jede Ansammlung von Druckerschwärze, Bleistift- oder Tintenspuren, die ein Vorkommnis eines Satzes ergibt, der (in der betreffenden Sprache) denselben Inhalt hat wie Spinozas Axiom. Kurz: der Satz hat den Inhalt, die Vorkommnisse tragen ihn. Intentionale Zustände haben Inhalt; und man darf fragen, was ihn trägt.

Wenn gesagt wird, daß jemand das-und-das glaubt, will oder beabsichtigt, dann ist damit nur gesagt, *was* getan wird, und nichts darüber, *wie* es getan wird. Intentionales Vokabular ist ein Vokabular der Leistungen und Ergebnisse, nicht eines der eingespannten Mittel und begangenen Wege.

[3] Und übrigens auch umgekehrt: wenn der Wahrheitsbegriff im Spiel ist, dann ist die Anwendbarkeit des intentionalistischen Idioms vorausgesetzt.

Sie wird durch dieses (oder in diesem) Spiel *vorausgesetzt*, auch wenn es in diesem Spiel um etwas ganz anderes geht. (Beim Billard geht es um Punkte; Gravitation wird beim Spielen vorausgesetzt.) Mit einem Begriff wie „wahre physikalische Aussage“ wird vorausgesetzt, daß Lebewesen Überzeugungen, Wünsche und dergleichen haben; das Spiel mit diesem Begriff handelt nicht von dergleichen. Anders gesagt: Damit der Ausdruck „wahre physikalische Aussage“ nicht leer ist, muß es physikalische Aussagen geben; und die gibt es nur, wo es Lebewesen mit Überzeugungen, Wünschen und dergleichen gibt. Wäre die Welt besiedelt nur von geistlosen (also wunschlosen, überzeugungslosen usw.) Entitäten, gäbe es mithin in der Welt keine Überzeugungen, Wünsche und dergleichen, dann gäbe es *in* der Welt auch keine wahren physikalischen Aussagen. Obwohl natürlich *über* diese Welt immer noch gewisse physikalische Aussagen wahr wären.

[4] Wird einem Subjekt ein intentionaler Zustand zugeschrieben, so erfährt man daraus nur wenig Bestimmtes über die innere Befindlichkeit des Subjekts; man erfährt daraus aber etwas völlig Bestimmtes über eine gewisse („semantoide“) Beziehung zwischen Subjekt und Welt.

Nehmen wir als Beispiel den Fall, wo wir irgendeine Handlung u.a. damit erklären, daß der Handelnde glaubt, der ihm angebotene Wodka sei vergiftet. Es mag sein, daß der Handelnde in diesem Moment ein Bildchen von einem Glas mit einem dicken schwarzen Kreuz darüber vor seinem geistigen Auge hat; es mag sein, daß ihm ein bestimmter deutscher Satz durch den Kopf geht. Es mag sein, daß seine Überzeugung, der Wodka sei vergiftet, in ihm Brechreiz bewirkt, oder gewisse Erinnerungen hervorruft. Aber nichts dergleichen wird uns mitgeteilt, wenn man uns sagt, der Handelnde glaube, der ihm angebotene Wodka sei vergiftet.

Die Feststellung „X glaubte zu t, daß der ihm angebotene Wodka vergiftet sei“ besagt von sich aus nichts darüber, was sich zu diesem Zeitpunkt *in X abspielte* oder was X in diesem Moment fühlte oder erlebte. (Insofern ist sie kein psychologischer Bericht.)

Diese Feststellung besagt aber sehr wohl etwas darüber, was sich zu diesem Zeitpunkt *in der Welt hätte abspielen müssen*, damit X sich mit der Welt in kognitivem Einklang befindet. Und zwar hätte sich genau dies abspielen müssen: daß der X angebotene Wodka vergiftet war. Eine überzeugungszuschreibende

Feststellung — eine Aussage des Typs „X glaubt, daß p“ — besagt etwas sehr Bestimmtes darüber: wie die Welt sein muß, damit X ein Wahr-Glauber ist.

In dem Zusammenhang zwischen Glauben und Wahrglauben liegt eine wichtige Besonderheit des Glaubensbegriffs. Für ein Prädikat wie „... glaubt (zu t), daß p“ gibt es nicht nur die Aufteilung des Gegenstandsbereichs in die Klasse derer, die glauben, daß p, und jener, die das nicht tun. Wesentlich ist dem Sinn solch eines Prädikats, daß es innerhalb der ersteren Klasse den weiteren Unterschied gibt zwischen den Wahrglaubern(-daß-p) und den Falschglaubern(-daß-p).

Diese innere Bipolarität des Glaubensbegriffs ist wichtig. Erfolg mit dem, was getan und unterlassen wird, hängt — im Falle rationalen Handelns — normalerweise wesentlich davon ab, ob ein Wahrglauber oder ein Falschglauber am Werke ist. Wer rational ist, richtet sich im Handeln nach seinen Überzeugungen; und er richtet sich nach ihnen als ein Wahrglauber (und nicht als ein Optimist); ihm liegt daran, daß das, was er glaubt, wahr ist. Der rational Handelnde sieht sich als einen, der auf die Richtigkeit seiner Annahmen und nicht vornehmlich auf sein Glück vertraut. Wer glaubt, daß p, sieht sich selbst als einen, der wahrglaubt, daß p. Das ist banal und wichtig. Glauben, daß p, heißt nicht: wahrglauben, daß p; „ich glaube, daß p“ heißt aber, für rationale Subjekte, „ich bin ein Wahrglauber, daß p“. Eine kleine Ausmalung von Moores Paradox bezeugt das. Sei da jemand, der im Ernst zu sich selbst sagte:

„Ich heiße Gustav Gans und glaube zwar, daß p, aber was solche Dinge wie p angeht, irre ich mich eigentlich immer. Andererseits habe ich bei diesen Dingen auch immer unverschämten Dusek, wenn ich mich an das halte, was ich ursprünglich glaube. Und zwar ist es so: Wenn ich in diesen Fällen etwas tue, das mir im Lichte der ursprünglichen Überzeugung (wie jetzt z.B. der, daß p) optimal erscheint, dann bewirke ich genau das, was für mich optimal ist, obwohl sich nachher immer herausstellt, daß diese ursprüngliche Überzeugung falsch war. Alles ist in Wirklichkeit ganz anders, fügt sich aber aufs Gedeihlichste für mich zusammen. Ich bin halt ein Glückspilz, was meine Überzeugungen über diese Dinge angeht. Ich bleibe für alle praktischen Verrichtungen dabei: ich glaube, daß p, und werde entsprechend handeln. Doch es wird sich wohl herausstellen, daß p nicht der Fall ist.“

Was ist dazu zu sagen? Nun, dieser Gustav Gans glaubt nicht, daß p — er glaubt nicht wahr, er glaubt nicht falsch — bestenfalls aberglaubt er, daß p. Solch ein Aberglaube läßt keinen Unterschied zwischen Wahr-Glauben und Falsch-Glauben zu, nicht einmal einen zwischen Wahr-Aberglauben und Falsch-Aberglauben.⁸ Glauben — echtes Glauben — ist etwas anderes. Zu ihm

⁸ Wie wollte man über solch einen Aberglauben denn reden? Man frage sich: Unter welchen Umständen wäre das, was der zitierte Monolog darbietet, als die Bekundung einer falschen

gehört wesentlich, daß Glauben und Wahrglauben aus der Perspektive des glaubenden Subjekts untrennbar sind. (Entsprechendes gilt für den Zusammenhang zwischen dem Beabsichtigen, daß p, und dem Vorteilhaft-Sein, daß p; und für anderes mehr.)

Eine Aussage des Typs „X glaubt, daß p“ läßt offen, ob X — hinsichtlich der Frage, ob p oder nicht-p — ein Wahrgläuber ist, und spezifiziert statt dessen, unter welcher Bedingung X ein Wahrgläuber ist. (Sportlich gesprochen: Es wird mit einer derartigen Aussage nicht gesagt, ob X ein Gewinner oder ein Verlierer ist, es wird auch nicht gesagt, wie X das Spiel angeht; es wird nur angegeben, was der Fall sein muß, damit X gewinnt.)

Insofern gleicht eine solche Feststellung einem semantischen Bericht des Typs „X hat (zu t) gesagt, daß p“, der uns ja auch nichts über Xens Wortwahl, Satzbau und Betonung mitteilt, sondern nur, wie die Welt aussehen müßte, damit X etwas Wahres gesagt hat. (Dieser Ähnlichkeit wegen habe ich oben von *semantoiden* Beziehungen gesprochen. Mit semantischen Berichten wie dem gerade erwähnten wird nichts über die Beschaffenheit des sprachlichen Materials ausgesagt. Entsprechend wird mit Zuschreibungen intentionaler Zustände nichts über die Beschaffenheit eines etwaigen psychischen, geschweige denn eines physiologischen Materials ausgesagt.)

Meine These [4] trifft natürlich nicht auf alle intentionalen Zustände zu. Etwas fürchten, sich nach etwas verzehren, an etwas verzweifeln, sich über etwas amüsieren — all dies und vieles andere mehr sind intentionale Zustände, zu denen bestimmbare psychische Befindlichkeiten gehören. Dies räume ich gerne ein. Es reicht mir, daß [4] auf alle grundlegenden intentionalen Zustände zutrifft, wenigstens aber auf das Glauben und das Wünschen (letzteres im blassen Sinn von „etwas (im Grade so-und-so) für wünschenswert halten“).⁹

Wittgenstein meint, wenn ich ihn recht verstehe, daß intentionale Zustände wie Erwartung und Eine-Ansicht-Haben nur *grammatikalisch* gesehene Zustände sind.¹⁰ Sobald wir Erwartungen und Überzeugungen von Subjekten thematisieren — und nicht die erwartenden und glaubenden Subjekte —, reden wir darüber wie über Zustände. Wir reden über das Erwarten und Glauben in einer Redeform, die typische Merkmale des Redens über Zustände aufweist. Und so denken wir auch. Daran gibt es, für sich genommen, nichts auszusetzen; irgendwie muß man ja über etwas reden, wenn man darüber (denken und) reden will. Woran etwas auszusetzen ist, das ist etwas anderes: Wenn eine Denk- und Redeform ohne weiteres für ontologisch bare Münze genommen wird. — Es ist

propositionalen Einstellung im Hinblick darauf, daß p, anzusehen: wenn das Handeln erfolglos ist? wenn sich bei erfolgreichem Handeln herausstellt, daß p? oder wenn sich bei erfolgreichem Handeln herausstellt, daß nicht-p? — Man wüßte nicht, was man sagen sollte.

⁹ Es reicht mir auch, wenn alles Folgende auf diese intentionalen Zustände zutrifft. Denn es ist herrschende Meinung, daß diese beiden intentionalen Zustandstypen grundlegend sind.

¹⁰ Vgl. *Philosophische Untersuchungen*, Teil I, Abschnitte 572 f.

zwar sprachrichtig, über Ottos Überzeugtsein, daß es regnet, wie über einen Zustand zu reden. Das heißt jedoch nicht, daß es irgendeinen Zustand in Otto geben muß, der sein Überzeugtsein ist. Es bleibt immer noch die Frage, „was hier grammatisch als *Zustand* behandelt wird“.¹¹ Wir reden von intentionalen Phänomenen wie Glauben und Wollen zwar als von Zuständen von Personen; dies ist ein Faktum der Sprachlogik intentionaler Terminologie. („Man könnte auch von einer Tätigkeit der Butter reden, wenn sie im Preise steigt; und wenn dadurch keine Probleme erzeugt werden, so ist es harmlos.“¹²) Daraus zu schließen, in glaubenden und wollenden Personen müßten sich Glaubens- oder Wollenzustände finden lassen, ist etwa so zwingend, wie anzunehmen, die Butter tue etwas, wenn sie teurer wird. „Grammatikalisch“ gesehen ist die Butter tätig, wenn sie im Preis steigt. Und nur so gesehen ist ein Mensch in einem intentionalen „Zustand“, wenn er etwas glaubt oder will.

Das, denke ich, ist Wittgensteins Idee. Und ich denke auch, daß sie richtig und wichtig ist. Es ist eines, ob etwas „grammatikalisch“ gesehen ein Zustand ist; dazu reicht es, daß der entsprechende Begriff wie ein *Zustandsbegriff* funktioniert. Es ist ein anderes, ob es sich bei dem bezeichneten Phänomen um einen *Zustand* handelt. Wenn etwas ein Zustand (in einem nicht bloß „grammatikalischen“ Sinn) ist, dann hat die Frage nach seiner konkreten Beschaffenheit einen guten Sinn. Ein Beispiel: Wird uns z.B. mitgeteilt, eine gewisse Kugel *k* sei halbvoll mit Wasser, dann ist es sinnvoll, die Frage zu stellen: Wie ist dieser Zustand des Halbvoll-Seins in *k* realisiert? Ist die untere Hälfte von *k* mit Wasser gefüllt? Oder die obere? Oder ist die innere Hälfte von *k* voll Wasser? Oder befindet sich das Wasser nur am Rand? Oder ist in *k* das Wasser ganz ungleichmäßig verteilt? Jedenfalls muß das Halbvoll-Sein auf irgendeine Weise in der Kugel konkret realisiert sein.

Doch es gibt auch andere Zustände — Zustände, die keine Realisierung oder konkrete Beschaffenheit in den Zustandsträgern besitzen. Zustände, in denen sich ein Gegenstand befindet, insofern er eine bestimmte Bedeutung hat, sind oftmals von dieser Art. Nehmen wir zum Beispiel eine Mauer, die Kindern beim Fußballspielen als Tor dient. Für die Dauer des Spiels/der Kinder befindet sich die Mauer im Zustand, ein Tor zu sein. (Diese Ausdrucksweise ist umständlich, aber ontologisch kaum bestreitbar.) Dieser Zustand des Tor-Seins ist in der Mauer nicht realisiert. Die innere Beschaffenheit/der Mauer ist irrelevant.

Man kann also unterscheiden zwischen Zuständen, die in ihren Trägern realisiert sein müssen, und anderen, für die dies nicht gilt. Im Folgenden werde ich die Auffassung vertreten, daß intentionale Zustände von dieser zweiten Art sind.

¹¹ Ebenda, Abschnitt 573.

¹² Ebenda, Abschnitt 693.

[5] Es gibt keine „Vorkommnisse“ intentionaler Zustände in Subjekten.

Es gibt Zustände, bei denen es sinnvoll ist, davon zu sprechen, sie seien hier in dem-und-dem Vorkommnis realisiert und dort in einem andern Vorkommnis. Der Zustand, im Besitz von 100 Mark zu sein, kann bei dem einen sich darin realisieren, daß er fünfzig Zweimarkstücke in seinen Hosentaschen hat, und bei dem andern darin, daß er zwei Fünfzigmarkscheine in seiner Jackettasche hat. Ja, dieser Zustand kann sich auch zu zwei verschiedenen Malen auf die gleiche Weise realisieren, z.B. darin, daß zwei Fünfzigmarkscheine sich in Jackettaschen befinden. Es kann sich dabei sogar um dieselben (soll hier heißen: numerisch identischen) Scheine handeln, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorkommnisse des Besitzes von 100 Mark ausmachen. Diese Vorkommnisse sind dann zeitlich gegeneinander abgegrenzt — und seien die Grenzen noch so vage. Das Vorkommnis des Zustands, im Besitz von 100 Mark zu sein, das in Ottos Tragen der beiden Fünfzigmarkscheine A und B bestand, begann etwa um 11.23 h (als Otto die beiden Scheine aus dem Geldautomaten seiner Bank nahm und sie in die Brusttasche seines Jacketts steckte); dieses Vorkommnis endete etwa um 14.19 h (als Otto die beiden Scheine aus seiner Brusttasche nahm und an Fritz übergab). Das Vorkommnis des Zustands, im Besitz von 100 Mark zu sein, das in Fritzens Tragen von A und B bestand, begann etwa um 14.19 h (als Fritz die beiden Scheine in seine Jackettasche steckte) und endete. ... So kann man reden, wenn man das für aufschlußreich oder gar ontologisch geboten hält.

Diese Unterscheidung gehört zu einer Familie von Unterscheidungen. Als da zum Beispiel sind:

- (a) die zwischen „*type*“ und „*token*“ (Paradigma: der Buchstabe A als Element eines bestimmten Systems graphischer Einheiten / jeder Buchstabe A, insofern er von der Tafel gewischt werden kann),
- (b) die zwischen *Eigenschaft* und *Einzelnding-mit-dieser-Eigenschaft* (das Doofsein / jeder Doofe),
- (c) die zwischen *Menge* und *Element der Menge* (die Menge der geraden Zahlen / die Zwei),
- (d) die zwischen *Abstraktum* und *stellvertretendem Konkretum* (die Eigenschaft des Doofseins / jedes Druckvorkommnis des Wortes „doof“; die Zahl Fünf / jedwede Fünf-Ziffer),
- (e) die zwischen *Eigenschaft-als-Allgemeinding* und *Eigenschaft-als-Einzelnding* (die Eigenschaft, braunäugig zu sein / die unwiederholbare „Trope“, die Harvey durch den Besitz seiner braunen Augen exemplifiziert),

(f) die zwischen *Eigenschaft* und *konkreter materieller Realisierung* am Individuum, das diese Eigenschaft hat (die Eigenschaft braunäugig zu sein / diejenigen Teile von Harvey, die ausmachen, daß er braunäugig ist)

(g) die zwischen *abstraktem Einzelding* und *konkreter Manifestation* (die Zahl Fünf / die Finger meiner linken Hand),

(h) die zwischen *Kontinuativum* und *dazugehörigem Abschnitt* (Brot / jeder Laib Brot).¹³

¹³ Eine weitere Unterscheidung sei erwähnt:

(i) die zwischen *Generischerem* und *Spezifischerem* (Europäer / Skandinavier / Schwede / Südschwede / katholischer Südschwede / arbeitsloser katholischer Südschwede / ...).

Sie fällt erkennbar aus dem Rahmen der zu vor genannten Unterscheidungen. Es könnte aber jemand etwa Folgendes im Sinn haben: „Der Überzeugungstyp **Es regnet** ist eine *inhaltliche* Idealisierung; was einzelne (insbesondere: andere) Personen glauben, ist kaum jemals *exakt* dies; es ist immer ein bißchen mehr (in Richtung auf **Es schüttet**) oder etwas weniger (in Richtung auf **Es nieselt**). Jedes Überzeugungsvorkommnis ist letztlich von derart idiosynkratischer Feinheit seines Inhalts, daß es vielleicht unmöglich, aber jedenfalls praktisch überflüssig wäre, ihn in allen Einzelheiten zu spezifizieren. Es reicht aus, wenn wir ein erklärungs erhebliches Überzeugungsgenus angeben; die erklärungsirrelevanten inhaltlichen Spezifika des Überzeugungsvorkommnisses blenden wir aus“. — Diese Idee wird im Folgenden noch eine Rolle spielen; hauptsächlich deshalb habe ich sie hier genannt.

Und ich will auch kurz sagen, was ich daran falsch finde. Und zwar einfach dies: Den Unterschied (i) gibt es zwar, aber er ist einfach kein Typ/Vorkommnis-Unterschied im Bereich der Überzeugungen. — Der Unterschied zwischen der Überzeugung, daß es regnet, und der Überzeugung, daß es erheblich regnet, oder der, daß es unerheblich regnet, ist ein Unterschied zwischen *Überzeugungen*. Wie auch der Unterschied zwischen der Zahl 2 und der Zahl 2,1 oder der zwischen 2 und der Zahl 1,9 ein Unterschied zwischen Zahlen ist, und keiner zwischen ‚Zahltypen‘ und ‚Zahlvorkommnissen‘.

An dieser Stelle vorsichtshalber eine Warnung vor einer Verwechslung unterschiedlicher Unterscheidungen. Natürlich gibt es

(k) einerseits den (abstrakten) *intentionalen Zustand des Glaubens, daß es regnet*, und andererseits den (konkreten) *Organismus, der diese Eigenschaft hat*.

Diese beiden Sachen gibt es, sie sind verschieden, mithin gibt es auch den Unterschied zwischen ihnen. Aber das ist eine ganz andere Unterscheidung als die zwischen Zustandstyp und Zustandsvorkommnis. In (k) geht es um den Unterschied zwischen einem intentionalen *Zustand* und dem *Subjekt dieses Zustands*. Niemand leugnet die Existenz eines derartigen Unterschieds. — In These [5] hingegen geht es um den ganz andersartigen Unterschied zwischen einem intentionalen Zustand, einerseits als etwas, woran vieles in der Welt teilhaben kann, und einem intentionalen Zustand andererseits als etwas, das in unwiederholbarer Einmaligkeit seinen Auftritt im Weltgeschehen hat. In [5] geht es —so könnte man sagen— um den Unterschied zwischen einem *Zustand-als-Allgemeinding* und *Zustand-als-konkretes-Einzelding*.

Zur Illustration ein waghalsiger Vergleich: in [5] geht es um den Unterschied zwischen Auto-Farbe und Lack des Autos; in (k) um den Unterschied zwischen Auto-Farbe und Auto. Der Lack des Autos ist der isolierbare *Träger* der Farbe des Autos; das Auto ist das *Subjekt* seiner Farbe. Ich will also sagen: Intentionale Zustände (und wie sich in [6] zeigen wird:

Wer behauptet, ein gewisser Zustand erfreue sich der Unterscheidung zwischen Zustandstyp und Zustandsvorkommnis, sollte sagen, welches Mitglied aus der Familie (a)-(h) ihm dabei vorschwebt, oder, falls keine unter diesen Unterscheidungen, was sonst.

Ich bestreite, daß sich für intentionale Zustände etwas Passendes findet. Die Unterschiede (a)-(h) passen nicht auf so einen Zustand wie den des Glaubens- daß-es-regnet. Eine Überzeugungszuschreibung wie

Harvey glaubt, daß es regnet

läßt sich nicht so analysieren:

Es gibt etwas, das ein Überzeugungsvorkommnis von Harvey ist und das beinhaltet, daß es regnet.

Solch eine Analyse wäre verfehlt, weil es keine Überzeugungsvorkommnisse gibt. Und es gibt sie nicht, weil eine passende Unterscheidung fehlt. Der Überzeugungsbegriff erlaubt keine sinnvolle Zustand/Vorkommnis-Unterscheidung.

EINWAND 1: Aber es gibt doch verschiedene Personen mit denselben Überzeugungen.

Dieser Einwand soll besagen: Wenn Harvey glaubt, daß es regnet, und wenn Stephen glaubt, daß es regnet, dann gibt es einen Sinn, in dem die beiden dieselbe Überzeugung haben; es gibt dann aber auch einen andern Sinn, in dem zwei verschiedene Überzeugungen vorliegen (nämlich eine bei Harvey und die andere bei Stephen).

Meine Erwiderung: Wenn Harveys Lieblingsmannschaft die Eintracht Frankfurt ist und wenn Stephens Lieblingsmannschaft ebenfalls die Eintracht Frankfurt ist, dann gibt es einen Sinn, in dem die beiden dieselbe Lieblingsmannschaft haben; dennoch gibt es dann keinen andern Sinn, in dem zwei verschiedene Lieblingsmannschaften vorliegen (die eine die von Harvey, die andere die von Stephen).

EINWAND 2: Aber Überzeugungszustände sind doch bei einzelnen Personen zu verschiedenen Zeiten gegeben.

Dieser Einwand soll besagen: Harveys Überzeugung, daß p, war ein Zustand, der vom Morgen bis zum Mittag reichte; Stephens Überzeugung, daß p, war ein Zustand, der am Abend begann und in der Nacht endete; also muß es doch einen Sinn geben, in dem die beiden Zustände verschieden sind; denn Zu-

auch intentionale Eigenschaften) haben natürlich ein Subjekt, aber keinen isolierbaren Träger im Subjekt. Die Farben leuchten hier ohne Lack; sie werden gehabt, aber nichts Geringeres als das Subjekt trägt sie. Ganz im Gegenteil: soweit man im Falle intentionaler Zustände oder Eigenschaften doch von einem Träger sprechen will, umfaßt er mehr als das Subjekt allein.

stände mit unterschiedlicher zeitlicher Erstreckung sind doch — zumindest in einem gewissen Sinn — unterschiedliche Zustände.

Meine Erwiderung: Es ist doch gerade der Witz der ganzen ontologischen Abteilung namens *Zustand*, daß derselbe Zustand bei verschiedenen Objekten zu verschiedenen Zeiten vorliegen kann. Alkibiades befand sich vor langer Zeit (und zeit seines Lebens) in dem Zustand, sich südlich vom Nordpol aufzuhalten; im selben Zustand (*im selben!*) befand sich Voltaire vor kürzerer Zeit (und Zeit seines Lebens). Es gibt keinen Sinn, in dem diese Zustände deshalb unterschiedlich wären oder gar sein müßten. Natürlich ist die Tatsache, daß Alkibiades sich zeit seines Lebens südlich des Nordpols aufgehalten hat, eine andere Tatsache als die, daß Voltaire dies getan hat; aber das ist unerheblich, weil Tatsachen viel feiner individuiert sind als Zustände: ein und derselbe Zustand kann in beliebig vielen verschiedenen Tatsachen eine Rolle spielen.

Ein und dieselbe Überzeugung kann sehr wohl von verschiedenen Personen gehabt werden. Ein und dieselbe Überzeugung kann sehr wohl (von verschiedenen Personen) zu verschiedenen Zeitpunkten gehabt werden. Das ist unbestreitbar. Aber daraus folgt nichts, was eine Type/Token-Unterscheidung im Hinblick auf Überzeugungen erzwingt oder auch nur plausibel macht.

EINWAND 3: Aber Überzeugungen sind doch kausal wirksam.

Dieser Einwand soll besagen: Wenn etwas Ursache — oder Teil der Ursache — eines konkreten Geschehnis ist, dann muß es doch selbst ein raumzeitlich antreffbares Konkretum sein. Wenn also eine bestimmte Überzeugung (Teil der) Ursache dafür war, daß ein bestimmter Organismus sich zu einem Zeitpunkt in einer raumzeitlich bestimmten Weise bewegt hat, dann mußte die Überzeugung selbst in dem sich bewegenden Organismus anzutreffen gewesen sein. Wenn dieselbe Überzeugung ebenfalls (Teil einer) Ursache einer Körperbewegung eines andern Organismus ist, dann muß sie auch in diesem anzutreffen sein. In zwei verschiedenen Organismen ist aber nicht ein und dasselbe raumzeitliche Konkretum anzutreffen, das Körperbewegungen (mit-)verursacht. Diese verschiedenen Konkreta, die in den beiden Organismen anzutreffen sind, sind eben gerade die gesuchten Vorkommnisse desselben Überzeugungstyps.

Meine Erwiderung: Wenn tatsächlich nur raumzeitliche Konkreta kausal wirksam sein können, dann sind Überzeugungen eben nicht kausal wirksam. Aber ihre kausale Impotenz verhindert ja nicht, daß sie einen nützlichen Beitrag zu gewissen Arten von Erklärungen leisten.

[6] Genausowenig gibt es „Vorkommnisse“ intentionaler Eigenschaften in Subjekten.

Dies ist nur ein kleiner Zusatz zu These [5]. Er besagt: Es macht in diesem Zusammenhang keinen Unterschied, ob wir — wie in [5] — von intentionalen

Zuständen oder — wie hier — von intentionalen *Eigenschaften* sprechen. Es ist zwar unbestritten, daß die Unterscheidung zwischen

(a) der intentionalen Eigenschaft: zu glauben, daß es regnet,

und

(b) dem Organismus, der diese intentionale Eigenschaft hat,

einen wirklichen Unterschied erfaßt. Gegen die Existenz intentionaler Eigenschaften habe ich nichts einzuwenden. Hingegen bestreite ich, daß die Unterscheidungen [5](e) und [5](f) auf intentionale Eigenschaften anwendbar ist. Anders gesagt, ich behaupte: Intentionale Eigenschaften gibt es nicht als Tropen, und es gibt keine materiellen Realisierungen intentionaler Eigenschaften in Subjekten.

Dies leuchtet, was die materiellen Realisierungen angeht, unmittelbar ein, wenn man aus den anti-individualistischen Argumenten à la Wittgenstein, Putnam und Burge den Schluß zieht, daß intentionale Eigenschaften keine intrinsischen Eigenschaften sind. Intentionale Eigenschaften können — wie die berühmten Gedankenexperimente zeigen sollen — einem Subjekt abhanden kommen oder zuwachsen, ohne daß sich an ihm, für sich selbst genommen, sonst etwas ändern müßte. Jene Überlegungen von Wittgenstein, Putnam und Burge sind zwar nicht ohne Probleme. Aber ich unterstelle, daß Gedankenexperimente dieses Schlags sich (wenn auf sie ein wenig mehr Sorgfalt und Scharfsinn verwendet wird als bisher) so verbessern lassen, daß schließlich folgendes Ergebnis unanfechtbar sein wird:

Es sind Situationen A und B ausmalbar, so daß gilt: Jeder materielle Teil oder Aspekt von Harvey wäre genau derselbe, gleichgültig ob Harvey sich in A oder in B befindet. In A würde Harvey glauben, daß p, und in B würde er nicht glauben, daß p.

Kein Teil von Harvey realisiert — diesem „Ergebnis“ zufolge —, daß er glaubt, daß p. Wenn Harvey sich in A befindet, glaubt er zwar, daß p, aber es gibt dann nichts in ihm, das sein Glauben-daß-p realisiert. Verallgemeinernd gesagt: Dann gibt es im Subjekt keine konkrete Realisierung einer intentionalen Eigenschaft.¹⁴

¹⁴ Es mag sinnvoll sein, Realisierungen intentionaler Eigenschaften in einem weiterausgreifenden Gebilde (wie dem Subjekt-in-seiner-natürlichen-und-kulturellen-Umgebung) anzunehmen, aber das ist hier nicht unser Thema. Und es ist nichts, wofür eine naturalistische Theorie auch nur in zaghaftesten Umrissen sich andeuten ließe. Die Befürchtung ist berechtigt, daß jenes Gebilde nicht viel weniger sein könnte als das Subjekt-samt-seiner-Welt. Das Projekt der Naturalisierung von Intentionalität, so verstanden, geriete zum Mega-Projekt einer Naturalisierung von allem und jedem. Die naturwissenschaftliche Suche nach intentionalen Strukturen im Hirn wäre nur noch ein klitzekleiner Bestandteil eines derartigen Unternehmens.

Nun zur Behauptung, daß es intentionale Zustände auch nicht als Tropen gibt. Der Terminus „Trope“ soll konkrete Einzeldinge bezeichnen, die nicht unabhängig existieren können.¹⁵ Ein Beispiel zur Erläuterung: Harvey hat braune Augen. Er exempliziert also die Eigenschaft (das Universale) der Braunäugigkeit, wie jeder andere, der braune Augen hat. Nun gibt es aber, meint der Tropentheoretiker, außer jener Braunäugigkeit-als-Universale auch noch die sozusagen partikuläre Braunäugigkeit, die allein Harvey hat.¹⁶ Entsprechend gäbe es dann zu einem intentionalen Prädikat wie „--- glaubt, daß es regnet“, wenn es auf Harvey zutrifft, auch noch ein konkretes Einzelding, das ein Teil von Harvey ist: seine Glauben-daß-es-regnet-Trope.¹⁷ Gegen diese Auffassung darf man nicht einwenden, daß (z.B.) irgendein neuronales Muster Harveys allein schon deshalb nicht sein Glauben-daß-es-regnet sein kann, weil — um ein naheliegendes Beispiel zu nehmen — die „betreffenden“ Neuronen sich doch (gottseidank nur im Prinzip) unter Erhaltung ihrer Verbindungen aus dem Hirn herauspräparieren lassen, das Herauspräparierte aber gewiß nichts Intentionales an sich hätte. Dieser Einwand zieht nicht, weil eine Glaubenstrobe ja ein unselbständiges Einzelding wäre; sie kann ohne Harvey nicht existieren. Anders gesagt: Jeder Teil Harveys, den man ihm wegnehmen kann, so daß der Teil auch nach der Wegnahme erhalten bleibt, ist ipso facto keine von Harveys Tropen. — Aber es gibt andere Einwände, die gegen solche Tropen sprechen; zwei von ihnen seien genannt. Erstens ist in der sinnvollen Verwendung des umgangssprachlichen Überzeugungsbegriffs und des übrigen intentionalen Vokabulars nichts dergleichen angelegt; insofern ist diese ontologische Konstruk-

¹⁵ Ich folge hierin Peter Simons („Particulars in a Particular Clothing: Three Trope Theories of Substance“, *Philosophy and Phenomenological Research* 54 [1994], 553-575; vgl. insb. 557). Keith Campbell schlägt in seinem Buch *Abstract Particulars* (Oxford, 1990) vor, Tropen lieber als abstrakte Einzeldinge aufzufassen. Das sind abgründige metaphysische Fragen, aus denen ich mich hier am liebsten heraushalten würde, weil sie nach meinem Eindruck für mein hiesiges Thema keinen Unterschied machen. Denn auf den unklaren Gegensatz zwischen „abstrakt“ und „konkret“ (siehe dazu z.B. David Lewis, *On the Plurality of Worlds*, Oxford, 1986, 81-86) kommt es hier nicht an. Worauf es beim Thema Intentionalität vornehmlich ankommt, das ist die von allen Seiten zugestandene transindividuelle Unwiederholbarkeit von Tropen: Wenn x die Trope t hat, dann kann y t nur dann haben, wenn $x = y$.

¹⁶ Meine Formulierung („außer ... auch noch ...“) wird nicht jedem gefallen. Tropentheoretiker mit nominalistischen Neigungen leugnen Universalien oder versuchen zu zeigen, daß man sie als logische Konstrukte auffassen kann, die aus Tropen gebildet werden. Doch diesen Streit lasse ich hier ganz beiseite.

¹⁷ Tropen werden nicht von allen ihren Anhängern als Teile (derjenigen Dinge, in denen sie sind) aufgefaßt. Eine verbreitete Alternative besteht darin, eine Trope als eine unwiederholbare Art und Weise zu betrachten, wie ein Ding ist. Doch dann sind Tropen nichts anderes als das, was ich im Vorhergehenden als „konkrete Realisierung einer Eigenschaft“ bezeichnet (und dessen Existenz ich für den Bereich der intentionalen Eigenschaften gerade bestritten) habe.

tion unnatürlich. Zweitens gibt es aber auch keinerlei wissenschaftliche Erkenntnisse, auf die sich einer berufen könnte, der solche Tropen postuliert.

[7] Entsprechend gibt es auch keine „types“ bei Überzeugungen und andern intentionalen Zuständen.

Wo Vorkommnisse einer Sache fehlen, gibt es von ihr auch keine „types“; dies gilt zumindest dann, wenn man die Existenz der Sache selbst nicht bestreitet. Sog. „types“ sind Sammelstellen für sog. „tokens“ (jedenfalls konkrete Einzeldinge). Wenn es keine konkreten Einzeldinge gibt, die naheliegenderweise als Überzeugungen oder Überzeugungs-(Habens-)Zustände betrachtet werden könnten, dann gibt es (trivialerweise) auch keine „types“.

[8] Es gibt Überzeugungen und andere intentionale Zustände. (Und das ist sogar unbestreitbar.)

Es gibt die Überzeugung, daß es regnet, wenn es wenigstens eine Person gibt (gab oder geben wird), die glaubt, daß es regnet.¹⁸ Wer bestreiten wollte, daß es Überzeugungen gibt, müßte (u.a.) bestreiten, daß er selbst irgendetwas glaubt. Aber das geht nicht. Denn wer etwas bestreitet, muß glauben, daß er etwas bestreitet, oder wenigstens glauben, daß er etwas tut, oder zumindest glauben, daß es ihn gibt. Anders gesagt: Jeder, der das nicht täte, wäre in unsern Augen kein ernstzunehmender Bestreiter irgendwovon.

Wer die Existenz von Überzeugungen bestreiten wollte, wäre in unsern Augen ipso facto nicht ernstzunehmen. Demnach gibt es Überzeugungen, unbestreitbar. (Unbestreitbar, wegen des „ipso facto“.)

Andere intentionale Zustände lassen sich auf ähnlichem Weg nachweisen.

[9] Das Projekt der sog. Naturalisierung von Intentionalität ist von vornherein verfehlt, wenn es als die Suche nach (den „type“-konstitutiven) physischen Eigenschaften von „tokens“ intentionaler Zustände begriffen wird.

Anders gesagt: Gesucht wird eine rein naturwissenschaftliche Theorie T_{auf} , die folgendes ermöglicht: Gegeben sei eine Beschreibung eines Hirnzustandsvorkommnisses x , in der von x ens Inhalt keine Rede ist; aus T_{auf} soll dann abzuleiten sein, welchem intentionalen Typ (z.B. Überzeugung-daß- p , Wunsch-daß- q usw.) x zuzuordnen ist.

¹⁸ Ich vertrete hier also eine realistische Position im Hinblick auf Überzeugungen. Doch man beachte, daß der Schluß auf die Existenz von Überzeugungen als Prämisse nichts weiter braucht als die Zuschreibung eines Glaubensprädikats:

Harvey glaubt, daß es regnet.

∴ Es gibt die Überzeugung, daß es regnet.

Solch ein Realismus ist allerdings moderat im Vergleich zu andern Formen des sog. Intentionalitätsrealismus, die derzeit vertreten werden. Ich behaupte z.B. nicht, daß Überzeugungen Hirnzustände seien, und auch nicht, daß sie in Kausalprozessen eine Rolle spielen.

Es gibt keine Hirnzustände, die „tokens“ intentionaler Zustände wären, mithin auch keine physischen Eigenschaften, die ihre „types“ konstituieren.

Mit dem Titel „Naturalisierung von Intentionalität“ wird jedoch unter Philosophen manchmal genau dieses Projekt bezeichnet. Es wird von Naturalisateuren in spe dabei als gegeben angenommen, daß es „tokens“ intentionaler Zustände geben müsse (falls es intentionale Zustände überhaupt „natürlich“ gibt) und daß es sich bei ihnen vermutlich um irgendwelche Hirn- oder ZNS-Zustände handelt. Auf dem Hintergrund dieser Voraussetzung versuchen sie dann, die Frage zu beantworten, welche (in physikalistisch akzeptabler Weise beschreibbaren) Eigenschaften eines konkreten Hirnzustands dafür ausschlaggebend sind, daß er unter einen bestimmten intentionalen „type“ (etwa: Überzeugung-daß-der-angebotene-Wodka-vergiftet-ist) zu rechnen ist.

Jederlei solches Projekt möchte ich eine (angestrebte) *Aufwärts-Naturalisierung* nennen, weil hier — zumindest in der Auffassung davon, was eigentlich das zu bewältigende Problem ist — von unten nach oben gedacht wird: von einer vermeintlichen „token“-Ebene der Intentionalität (die physikalische Basis, deshalb: unten) ausgehend versucht man, eine plausible physikalistische Konstruktion der „type“-konstitutiven Merkmale zu skizzieren. Aufwärts-Naturalisateure, die die Hoffnung auf die Durchführbarkeit ihres Projekts verloren haben, werden dann gerne zu Eliminativisten in puncto Intentionalität. Das halte ich für bezeichnend. Und für abwegig, aus den unter [8] angedeuteten Gründen.

[10] Das Projekt der sog. Naturalisierung von Intentionalität ist auf absehbare Zeit hin jedenfalls vermessen, wenn es als die Suche nach exakt umrissenen physiologischen Korrelaten eindeutiger intentionaler Tatsachen begriffen wird.

Gesucht wird eine rein naturwissenschaftliche Theorie T_{ab} , die einer beliebigen Person X, die zu t glaubt, daß p, diejenigen physiologischen Faktoren zuordnet, die ausmachen, daß X zu t glaubt, daß p. Anders gesagt: T_{ab} gäbe uns zu jeder intentionalen Tatsache deren neurobiologisches Korrelatfaktum.

Abwärts-Naturalisierung wäre also das Projekt, von oben (von der als gegeben angenommenen Ebene intentionaler Tatsachen aus) nach unten (hinunter zur Ebene der physiologischen Tatsachen) aufschlußreiche Zuordnungen zu finden.¹⁹ Bei diesem Projekt müßte — in einem ersten rein explikativen Schritt

¹⁹ Leser einer früheren Fassung haben sich (und mich) gefragt, worin nun eigentlich ein sachlich gravierender Unterschied zwischen der Aufwärts- und der Abwärtsvariante beim Naturalisieren bestehen möchte. Angenommen, das Abwärtsprojekt wäre entgegen meiner pessimistischen Einschätzung erfolgreich; laufen dann nicht beide Projekte „spiegelbildlich auf das gleiche hinaus“, wie mir Geert Keil zu bedenken gegeben hat? Keineswegs.

Denn man beachte einen Unterschied, den ich offenbar noch nicht deutlich genug hervorgehoben habe. Das Projekt der Aufwärts-Naturalisierung geht schon vor dem ersten

— versucht werden, zunächst einmal Klarheit darüber zu gewinnen, welchen Faktoren es sich verdankt, daß gewisse Fälle paradigmatisch klare Fälle des Vorliegens bestimmter intentionaler Zustände sind. Ich denke z.B. an einen Fall wie den, wo jemand im Ernst sagt „This vodka is poisoned“, und z.B. an solche Faktoren wie: Meisterung der in den Wahrheitsbedingungen auftretenden Begriffe, Beherrschung der zur Überzeugungsbekundung verwendeten Sprache, Ernsthaftigkeit, und dergleichen mehr. Diese Faktoren gehören zu denen, die manchen paradigmatisch klaren Fall der Zuschreibbarkeit der Überzeugung, daß der angebotene Wodka vergiftet ist, ausmachen. Dieser erste, rein explikative Schritt wäre erfolgreich ausgeführt, wenn wir für wenigstens einen Typus paradigmatisch klarer Fälle eine redundanzfreie Menge solcher Faktoren angeben könnten. In einem zweiten Schritt würde dann versucht, diesen Faktoren — soweit es sinnvoll ist, für sie ein sei's auch nur partielles physiologisches Korrelat anzunehmen — Aspekte der physiologischen Befindlichkeit des Subjekts zuzuordnen. Wenn dieser zweite Schritt erfolgreich ausgeführt wäre, dann könnten wir anschließend sagen:

Physiologisch gesehen bestand das Faktum, daß sich X zum Zeitpunkt t im intentionalen Zustand so-und-so (z.B. Glauben-daß-der-angebotene-Wodka-vergiftet-ist) befand, darin, daß in Xens Organismus zu t die Neuro-Fakten 1, ..., n gegeben waren.

Oder besser:

Die physiologischen Komponenten des Faktums, daß sich X zu t im intentionalen Zustand I befand, waren die Neuro-Fakten 1, ..., n.

Hätte man in dieser Weise die klaren Fälle — oder zumindest ein paar Typen klarer Fälle — im Griff, könnte man sich den weniger klaren zuwenden: insbesondere der reichhaltigen Familie von Fällen, wo bei der Zuschreibung intentionaler Zustände nicht auf sprachliche Äußerungen des Subjekts zurück-

Schritt ins Leere. In ihm werden begrifflich ausgeschlossene Entitäten (sog. *belief tokens*) als existent vorausgesetzt, und alles weitere Vorgehen soll darauf aufbauen. — Im Projekt der Abwärts-Naturalisierung hingegen geschieht nichts derartiges. An seinem *Ausgangspunkt* steht dieses Projekt auf dem relativ festen Grund der metaphysischen Harmlosigkeiten eines bescheidenen Intentionalitätsrealismus. Vorausgesetzt wird die Existenz von glaubenden Personen, intentionalen Tatsachen (wie z.B. der, daß Harvey glaubt, daß es regnet) und intentionalen Zuständen — diese letzten natürlich ohne die abwegige Unterstellung, auf sie müsse die Typ/Vorkommnis-Unterscheidung oder eine ihr verwandte Unterscheidung anwendbar sein.

Kurz: Beim Aufwärts-Naturalismus ist's (begrifflich) schon dumm gelaufen, bevor überhaupt etwas (empirisch) in Gang kommen könnte. Im Abwärts-Naturalismus werden keine solchen begrifflich/metaphysischen Schnitzer begangen; er ist aus anderen Gründen aussichtslos. Das macht in meinen Augen einen erheblichen philosophischen Unterschied: begriffliche Vorab-Disqualifikation einerseits, methodologischer Fehlstart in eine falsche Richtung andererseits.

gegriffen werden kann. Hier entstehen im wesentlichen zwei (m.E. weithin unterschätzte) miteinander verwobene Schwierigkeiten.

1. *Das Problem mit der Spezifität des intentionalen Gehalts:* Intentionale Zustände haben einen spezifischen Inhalt.²⁰ Die Überzeugung, daß der angebotene Wodka vergiftet ist, ist nicht dieselbe Überzeugung wie die, daß die Flüssigkeit im angebotenen Glas vergiftet ist, und auch nicht dieselbe wie die, daß der angebotene russische Schnaps vergiftet ist. Die intentionalen Inhalte können beliebig subtil differieren; solange sie nicht in allen möglichen Welten denselben Wahrheitswert festlegen, sind sie (nach herrschender Lehre) verschieden genug, um die Verschiedenheit ihrer intentionalen Zustände mit sich zu bringen.

Und das Problem ist dies: Wir können immer spezifischer werden, wenn wir eine Überzeugung auf Grund außersprachlicher Anhaltspunkte zuschreiben. Was war die Überzeugung, die Herrn A. B. aus B. beim Verlassen der Wohnung noch einmal umkehren ließ, um einen Schirm mitzunehmen:

- daß es regnen werde?
- daß es *im Verlauf seines heutigen Aufenthalts unter freiem Himmel* regnen werde?
- daß es *im Verlauf seines heutigen Aufenthalts unter freiem Himmel in B.* regnen werde?
- daß es *im Verlauf seines heutigen Aufenthalts unter freiem Himmel in B. in einem Grad an Heftigkeit* regnen werde, *der von ihm als unangenehm empfunden werden würde ?*
- daß es *im Verlauf seines heutigen Aufenthalts unter freiem Himmel in B. in einem Grad an Heftigkeit* regnen werde, *der von ihm als dermaßen unangenehm empfunden werden würde, daß es ihn später reuen würde, nicht an der Türe umgekehrt zu sein und die Beschwerden der Mitnahme eines Schirms auf sich genommen zu haben ?*
- und so weiter.

Es ist nicht zu sehen, wie die guten Gründe aussehen sollten, aus solch einer offenen Liste möglicherweise vorliegender Überzeugungen gerade den so-und-sovielten Kandidaten auszuwählen. (Einmal ganz davon abgesehen, daß wir hier nur eine der unübersehbar vielen solcher Listen in Frage kommender Überzeugungen berücksichtigt haben.)

²⁰ Dieser Gehalt mag vage, inexakt und unpräzise sein: *Irgendwer wird bald in der Nähe vorbeikommen*, das ist gewiß nichts inhaltlich sonderlich Bestimmtes oder Genaues. Aber die Überzeugung mit diesem inexakten Inhalt hat exakt diesen Inhalt. (Deshalb habe ich hier das Wort „spezifisch“ gewählt.)

Ein bißchen Willkür ist offenbar unvermeidlich, wenn wir Überzeugungen zuschreiben, die nicht sprachlich bekundet wurden.

2. *Das Problem mit der bloß metaphorischen Zuschreibung*: Die meisten Gelehrten sind sich einig: Wenn einem Thermostaten eine Überzeugung („Es ist zu kalt; ich sollte etwas dafür tun, daß es wärmer wird“) oder einem klingelnden Telephon ein Wunsch („Jemand möge meinen Hörer von der Gabel nehmen“) zugeschrieben wird, dann ist dies nicht ernstgemeint. Bei Computern, Viren, Pantoffeltierchen, Organen, Fröschen, Hunden, Katzen, Schimpansen, Säuglingen usw. nimmt der diesbezügliche Konsens ab. Wo genau verläuft eine mit guten Gründen vertretbare Trennlinie zwischen:

X glaubt, daß p (und dies ist wörtlich zu nehmen)

und

Es ist in gewisser Hinsicht erhellend (bequem, ...) von X so zu reden, als glaube er / sie / es, daß p (aber dies ist mit ein wenig — oder sogar unbestimmt viel — Salz zu nehmen)?

Niemand weiß, wo genau so eine Trennlinie verläuft. Wir wissen aber immerhin dies: Es gibt in dieser Hinsicht einen Unterschied zwischen normalen erwachsenen Sprechern einer natürlichen Sprache einerseits und Thermostaten andererseits.

Das Problem hier ist also folgendes: Viele Fälle, in denen Überzeugungen ohne direkten oder indirekten Rekurs auf ihre sprachliche Bekundung zugeschrieben werden, müßten zunächst einmal als solche ausgewiesen werden, in denen nicht bloß metaphorisch geredet wird. Und es ist schwer zu sehen, wie dies (derzeit) gelingen möchte. Ein Kriterium für echte — im Gegensatz zu bloß metaphorisierend zugeschriebener — Intentionalität zu entwickeln, ist ein so weitreichendes und philosophisch anspruchsvolles Unternehmen, daß man es umgehen sollte, falls dies möglich ist. Wenn man sich beim ersten Schritt zunächst einmal auf die klaren Fälle beschränkt, so hat dies zwei Vorteile: Man vermeidet ein abgründiges Problem, und man wendet sich Fällen zu, denen man sich ohnehin zuwenden muß.

Dies läßt es in meinen Augen angeraten erscheinen, den ersten Schritt der Abwärts-Naturalisierung unbedingt zuerst zu versuchen. (Vorausgesetzt, man hält dieses Projekt überhaupt für aussichtsreich.) Denn wenn man einer Sache auf ihren naturalistischen Grund gehen will, empfiehlt es sich, sicher zu gehen, daß man es mit der Sache selbst zu tun hat — und nicht bloß mit einer metaphorischen Entsprechung der Sache.

Aber dieses Projekt ist derzeit nicht aussichtsreich. Jede plausible Durchführung des ersten Schritts wird ergeben: Die paradigmatisch klaren Fälle intentionaler Zuschreibungen involvieren Faktoren (wie die Beherrschung einer natürlichen Sprache, Aufrichtigkeit, Ernsthaftigkeit und dergleichen), die weit

jenseits dessen liegen, wofür wir uns in absehbarer Zeit die Durchführung des zweiten Schritts erwarten könnten: die Spezifizierung sei's auch nur partieller, aber exakt umrissener physiologischer Träger-Korrelate.

Können wir die Neuro-Fakten des Glaubens-daß-p nicht auch isolieren, ohne zugleich die Neuro-Fakten der Sprachbeherrschung, Aufrichtigkeit usw. zu ergründen? Verlange ich hier nicht einfach zu viel von T_{ab} : und zwar, daß diese Theorie nicht nur die Sache selbst (sprich: intentionale Zustände) erfassen, sondern auch zugleich sozusagen eine Theorie unserer Meßverfahren dieser Sache mitliefern soll? — Mag sein. Aber wenn der Abwärts-Naturalist die Faktoren beiseite läßt, dank denen die klarsten Fälle klar sind, dann hat er etwas nachzuliefern. Seine Identifikation der Neuro-Fakten in einem konkreten Einzelfall der klaren Art beruht ja immer noch auf der (in seinen Augen) unnaturalistischen Voraussetzung, daß in diesem Fall Sprachbeherrschung, Aufrichtigkeit usw. vorlagen. (Daß der Abwärts-Naturalist diese Voraussetzung machen muß, zeigt sich daran, durch was für Beobachtungen seine Identifikation angreifbar wäre; unter anderm nämlich durch den Nachweis, daß derjenige, der im Ernst gesagt hat „This vodka is poisoned“, weder das Wort „vodka“ noch das Wort „to poison“ annähernd richtig versteht.) Das Problem wäre dann, wie man sich von dergleichen unnaturalistischen Voraussetzungen befreien könnte. Und es fällt schwer zu sehen, wie eine Lösung dieses Problems sich ausnehmen möchte.

[11] Es gibt ein sehr viel bescheideneres Projekt der Naturalisierung von Intentionalität. Und zwar die Suche nach einer Erklärung für folgende Tatsache: daß es Lebewesen wie uns natürlich ist, gewisse Aspekte der einen, einzigen, natürlichen Welt mit intentionalem Vokabular zu beschreiben, vorherzusagen und zu erklären. Anders gesagt, lautet die Frage: Was am intentionalen Begriffsrahmen macht ihn für uns so besonders geeignet (und letztlich unersetzlich) für die Beschäftigung mit uns und unseresgleichen?

Solch ein Projekt nimmt sich für manchen vielleicht so aus, als sei der gute alte Naturalismus mehrfach weichgespült worden. Was bleibt von ihm übrig?

Erstens ein *metaphysischer Global-Monismus*: Es gibt nur eine wirkliche Welt, in der sich alles abspielt, was von kontingentermaßen wahren Sätzen beinhaltet wird.

Zweitens die *Verträglichkeit mit einem schwachen (nicht-reduktionistischen) Physikalismus*: Eine vollständige physikalische Beschreibung der Welt²¹ wäre eine absolut vollständige Beschreibung der Welt. Anders gesagt: wenn

²¹ Wir Physikalisten wollen uns natürlich bei derart grundsätzlichen Dingen nicht auf die heutige Physik festlegen, sondern denken (so gut wir das vermögen) an eine Beschreibung mit den Mitteln einer Physik, die es noch gar nicht gibt und vielleicht nie geben wird: eine beste menschenmögliche Physik. — Härter ist der Fels eben nicht, auf dem die metaphysischen Traumschlösser errichtet werden, nicht einmal die des Physikalismus.

alles physikalisch Beschreibbare der Welt beschrieben wären, dann wäre die Welt vollständig und eindeutig beschrieben — ein Demiurg, der dieser Beschreibung folgte, würde unweigerlich eine Welt schaffen, die alle Eigenschaften (nicht nur die physikalischen) der wirklichen Welt hat.²² Jedes Bild, das in unserer Welt schön ist, wäre auch in der nachgebauten Welt schön. Jede Tat, die in unserer Welt verwerflich ist, wäre auch dort verwerflich. Und genau dies unterscheidet die physikalische Beschreibung von jeder andern. Keine andere (in ihrem Rahmen vollständige) Weltbeschreibung wäre in diesem Sinne absolut vollständig. Ein Demiurg, dem alle intentionalen Tatsachen der Welt vorgegeben wären und sonst nichts, hätte „Gestaltungsspielraum“. Er könnte eine physikalisch gesehene andere Welt schaffen als die wirkliche.

Diese beiden Anmerkungen erläutern, was ich meine, wenn ich in [11] von der „einen, einzigen, natürlichen Welt“ rede. Naturalismus in Hinsicht auf Intentionalität halte ich nur in diesem schwachen Sinn für vertretbar. (Allerdings auch für geboten.) Wer Naturalismus in einem stärkeren Sinn anstrebt, hängt vielleicht immer noch reduktionistischen Träumereien nach. Doch sollte er bedenken, daß der nicht-reduktionistische Physikalismus stark genug ist, um jeden metaphysischen Pluralismus abzuwehren. Und das ist sicherlich eines der wichtigsten Motive des Naturalismus. Zugleich gestattet es diese Position jedoch, die begriffliche Eigenständigkeit und Legitimität des intentionalen Idioms anzuerkennen. Es ist inzwischen einigermaßen unumstritten, daß der sog. „type“-Reduktionismus bei intentionalen Zuständen philosophisch blauäugig war. (Denn zu intentionalen Eigenschaften wie Glauben-daß-es-regnet werden sich vermutlich keine natürlichen Arten der Physiologie oder gar der Physik anfinden, auf die sie sich zurückführen lassen könnten. Was auch immer sich an Kandidaten für physiologische Komponenten intentionaler Eigenschaften anfinden wird, es ist kaum zu erwarten, daß dies bei jedem Organismus, der glaubt, daß es regnet, die gleichen physiologischen Eigenschaften sein werden.²³) Ein „token“-

²² Abgesehen natürlich von solchen Eigenschaften, die damit zu tun haben, daß die eine Welt das Original und die andere das nachgebaute Duplikat ist.

²³ Vom Vorwurf der Blauäugigkeit ist die funktionalistische Variante des „type“-Reduktionismus, wie sie von David Lewis entwickelt worden ist, auszunehmen. (Vgl. dazu D. Lewis, *Die Identität von Körper und Geist*, Frankfurt a.M., 1983.) Diese Variante ist philosophisch durchdacht. Aber sie könnte ohne weiteres empirisch falsch sein. Denn sie verlangt, daß sich zumindest bei allen normalen Menschen, die glauben, daß p, ein Hirnzustand x finden läßt, der die beiden folgenden Bedingungen erfüllt: (1) x ist in jedem einschlägigen Einzelfall der physische Realisator der funktionalen Rolle des Glaubens-daß-p, und (2) es gibt eine nichtfunktionale Charakterisierung von x, unter der x (wenigstens bei allen normalen Menschen) neurobiologisch gleichartig ist.

Das ist, auch in meinen Augen, ein schönes Bild: Geist auf Körper reduziert — nicht platt und direkt, sondern in einer flexiblen, funktionalistisch vermittelten Harmonie.

Aber ist selbst ein flexibler funktionalistischer „type“-Reduktionismus zum Thema Intentionalität empirisch plausibel? Derzeit wohl eher nicht. Denn selbst bei zwei normalen Menschen, die glauben, daß p, könnte sich dies — bei dem Wenigen, das wir derzeit über

Reduktionismus im Hinblick auf intentionale Zustände kommt aus den in [5] genannten Gründen ohnehin nicht in Frage.

Soviel zur Metaphysik dieses schwachen Naturalismus. Das Projekt der Naturalisierung von Intentionalität besteht, wenn es so aufgefaßt wird, darin, begreiflich zu machen, weshalb wir (wir homines sapientes) uns und alles, was wir als annähernd unsergleichen betrachten, so gerne und leidlich erfolgreich intentionalistisch beschreiben, vorhersagen und erklären. Das bescheidene Projekt, [11], ist die Suche nach einer naturwissenschaftlichen Antwort auf die Frage: Was macht intentionale Begrifflichkeit so nützlich für den Menschen?

Natürlich ist dies ein enorm unklares und anspruchsvolles Projekt. Doch es ist viel bescheidener und weniger abwegig als die beiden andern skizzierten Projekte der sog. Naturalisierung von Intentionalität. Und es scheint — nebenbei bemerkt — noch am ehesten eines zu sein, zu dem ein Philosoph etwas beitragen könnte. Denn beim ersten und zweiten Projekt geht es, bei Lichte besehen, um Dinge, von denen ein Philosoph von Hause aus nichts versteht: um Hirnzustände (Neurowissenschaften) und ihre Zuordnung zu Geisteszuständen (Psychologie). Wenigstens vom Zuordnen mag der Philosoph sich einbilden, etwas zu verstehen — ganz besonders vom apriorischen. Doch was eigentlich? Was mehr, als ein Statistiker, Mathematiker oder Logiker?

In dem Naturalisierungsprojekt à la [11] hingegen geht es ausdrücklich um Begriffliches — nicht um Hirn- und Geisteszustände. Damit mag der Philosoph sich bescheiden. Zum seinem Berufsbild gehört das Aufspüren und vorläufige Umzingeln begrifflicher Probleme aller Art. In den Gärten allerdings, in denen die zarten Schößlinge des einzelwissenschaftlichen Fortschritts gehegt werden, ist der Philosoph in allem, was über das Begriffeln hinausgeht, bestenfalls ein wohlmeinender Bock. Durch nichts ist er — um ein Deut besser als jeder andere interessierte Laie — z.B. dazu befähigt, über die etwaigen psychologischen oder neurobiologischen Mechanismen der Intentionalität zu spekulieren.

diese Dinge wissen — im Hirn ganz unterschiedlich (ohne jede nennenswerte spezifische Neuro-Gemeinsamkeit) ausnehmen. Und deshalb nimmt sich selbst ein funktionalistisch basierter „type“-Reduktionismus à la David Lewis derzeit nicht sehr verheißungsvoll aus. Er könnte natürlich dennoch wahr sein.